

Zwei Fahrten.

Skizze von H. Ritter.

Es liegt ein Städtchen im Gebirge, das für jeden, der es zum ersten Male sieht, eine Entdeckung, ein unermutetes Schatzfinden bedeutet; wie ein Edelstein liegt es tief unten in felsiger Spalt, die in dem Hochlande des Gebirges klafft. Ueber grüne Weiden und düstere Felsen kommt man heran und sieht plötzlich am Rande einer gähnenden Thalschlucht, die ein Fluß durchbraut. Auf den schmalen Böden an beiden Seiten des rauschenden Wassers ist das Städtchen aufgebaut; angelegt an die Felsen in dichten Straßenzügen. Altmodische, stattliche Patrizierhäuser mit Wetterfahnen und Wasserleitern ragen auf, und über ihnen thronen auf schroffen Felsklippen düstere Burgtürme. Von der Höhe herab ziehen von drei Seiten her die weißen Wände der Landstraßen in die Gassen, die in ihrer Lebendigkeit mit dem Gewerfleiß und bürgerlichen Behagen in erlauchtem Gegenlicht stehen zu der Gebirgswildnis, die man stundenlang durchwandert hat. Auf der einen der Landstraßen geschäben die beiden Fahrten, damals, in der guten alten Zeit, in der wir noch jung waren...

Schnee deckt alle Berge ringsum. An den Felswänden hängt er in glitzernden Streifen und Fäden, unterbrochen von dunklen, senkrecht abfallendem Gestein und dem Mauerwerk der Terrassen, auf denen die Fabrikanten ihre Tüchstücke ausspannen. Auf den alten Häusern ruht er in dicken Klappen; an den Rinnen und Wasserleitern der Dächer hängen mannslange Eiszapfen. Eis-Borten haben die Fluth des Gebirgsflusses zu schmaler Rinne eingeeignet. Eine klare, kalte Luft liegt über dem Thalfessel. Auf den Bergflanken fließt eine wunderbare Färbung in ihre kristallene Hülle, ein blauvioletter Aquarellfarbenton auf der einen Seite, ein glänzend goldgelber Streifen, der die Silhouetten des Buchsbergs und der Tannen durchfunkelt, auf der anderen Bergeshöhe. Dort über den goldumrandeten Klüften stand bis vor wenigen Augenblicken die Sonne. Zögernd sank sie hinter die Berge, denn ein luftiges Schauspiel im Thal fesselte die uralte, immer heitere Weltmutter.

Die Jugend des Städtchens fährt Schlitten auf der Landstraße, auf der wunderbaren, sanft abfallenden Bahn, die es in solcher Vollkommenheit nirgendwo wiedergibt. Eine dunkle, eisgeglättete Fährte läuft zwischen Schneestreifen über die Mitte der Landstraße. Auf ihr jagen lange Rufen-Schlitten abwärts. Gleich schwarzen Pünktchen erscheinen sie, einer hinter dem anderen, oben an der Bergung. Sie vergrößern sich in rasender Geschwindigkeit. Eine eng aneinander geklammerte Gruppe kleiner Menschenlein sibt auf jedem. Man sieht einen Augenblick ihre hintereinander gereihten winterrothen und vergnügten Gesichter, ihre zum warnenden Schrei weit aufgerissenen Mäuler. Dann saufen sie vorbei auf donnernden Rufen, bis dahin, wo ein Schlupfprung auf's Straßengitter die Reize beendet. Dort erregt einer der Mannschaft die Zugleine des Fahrzeuges, und so trabt man wieder aufwärts neben der glatten Bahn her, inmitten eines Gewimmels eifertiger Menschenlein und Schlitten und eines vergnügten Stimmengewirrs, das an den Berggängen wiederhallt.

Auch Postillons Wilhelm stampft neben der Bahn zur Höhe der Straße. Er hat keinen Schlitten bei sich, aber fahren will und wird er doch, tragt seiner Autorität, die ihm, dem gefürchteten Schläger und Straßengel des Städtchens, einen Platz auf jedem Schlitten sichert. Ein vierstörtiger Kerl von etwa vierzehn Jahren ist er, mit breitem, rothen Gesicht und breitgezogenem Munde. Eine aus einem abgetragenen Uniformrock seines Vaters geflochtene Jacke umspannt mühsam seine Schultern und läßt die rothen Häute in den rothen Armen lang aus den Ärmeln herabhängen. Postillons Wilhelm knufft sich trabend durch das Gemühl der Kinder. Eine lachende und schreiende Gruppe, die er von ferne an der Abfahrtsstelle erblickt und die zweifellos ein sich prügelndes Knabenpaar umsteht, läßt ihn für den Rest des Weges seine Gile ver doppeln.

Was ist los? schreit er schon von weitem und schlenkert die geballten Fäuste. Man kennt seine Stimme, wie die Gazelle das Brüllen des Löwen kennt, und man öffnet eifertig den Ring, um dem Malador die Ursache des Anlaufes zu zeigen. Enttäuscht, entrüftet sieht der sich einem etwa 10-jährigen Mädchen gegenüber, einem Mädchen, angezogen wie eine Prinzessin, unter der aus ihm schmalem Gesicht zwei schwarze Augen angstvoll aufblicken.

Was ist los? brüllt Wilhelm die lachenden Jungen ringsum an. „Der Schmerzreich ist da!“ jubelt die Bande. Da geht Wilhelm ein Licht auf. Das Mädchen ist die Tochter des Directors der im Städtchen gastirenden Theatertruppe. Er hat die kleine vorigen Sonntag bei der Genofevavorstellung in der Rolle des Schmerzreich bewundert. Sie hat heute theilnehmen wollen am Wintervergnügen, es ist ihr ergangen wie dem bunten Vogel ferner Zonen, wenn er unter Spahen geräth.

Diese Buben sind gemein und grausam, sagt das Mädchen in fremdartiger aber unheimlich correktem Hochdeutsch und mit aufgeregter Schnelligkeit. Sie reißen mir den Schlitten herum und beweißen mich mit Schneesballen.

Die Schaar der umstehenden Schlingel bricht in neues Gelächter aus. Zu spasshaft erscheint ihnen das Mädchen, dessen Haltung und Miene theatralisch Abscheu und Zorn ausdrückt. Ein Bengel wirft abermals eine Hand voll Schnee nach der weißen Pelzmütze, trifft aber unglücklichweise Postillons Wilhelm. Dieser fäumt nicht, er fällt über den Thäter her, wirft ihn zu Boden, fuchtelt noch einige andere Jungen über ihn hin und zwingt die ganze Gesellschaft, eilig ihr Heil auf den Schlitten zu suchen. Einem feingekleideten Fabrikanten-Sohn jedoch entzieht er sein Fahrzeug mit der Miene eines freigelegten Piraten. Ich fahre jetzt einmal, du kannst warten, bis ich zurückkomme, erklärt er kurz und bündig.

Du bist sehr stark, sagt das Theater-Prinzgehen u. sieht bewundernd, wie Wilhelm sich zur Abfahrt rüht. Geschmeichelt wendet er sich um. Warum fährst du nicht? fragt er wohlwollend.

Ich verstehe es nicht und komme stets aus der Bahn mit dem kleinen Schlitten, den mir unsere Wirthin borgte. Er sieht das Ding verachtungsvoll an. Das ist nichts. Komm her, du kannst einmal mit mir fahren!

Sie läßt es sich nicht zweimal sagen und nimmt eilig hinter Wilhelms Rücken Platz. Bring die Füße nicht von den Klauen auf den Boden und halte dich fest an mir, kommandirt dieser.

Es geht los. Wilhelm dreht die Schnur fest um die Faust, rückt mit einigen energischen Bewegungen den Schlitten in Fahrt, lehnt sich nach hinten und feuert gewaltig mit den Bein-Anfangs langsam gleitend, schießt das Fahrzeug bald mit verdoppelter und verdreifachter Schnelligkeit abwärts. Ein grauenvolles Entzücken läßt das Herz der Kleinen stillstehen an der gefährlichen Bewegung der Abgang zum Fluß mit jähem Absturz droht. Aber Wilhelm legt sich zur Seite, mächtig mit den Beinen rudernd fährt er in elegantem Bogen um die Ecke. Schnee springt auf und blendet für einen Augenblick das Mädchen. Dann sieht es, schon neben der Schulter des Burschen hervorlugend, wie sie auf die lange, grade Strede gelangen, bedeckt mit Schlitten, eingefahrt von der Doppelreihe der Aufwärtsstrebenden, deren Figuren schattenhaft vorbeischießen. Gewaltig brüllt der Führer, um Bahn zu bekommen und einige langsam Schlitten seitwärts zu schieben. Dann find sie wie der Blitz zwischen den Jögern. Sie fassen ein Fahrzeug, das angefüllt ist mit den Peinigen von vorn, in der Platte und stützen es um, ein zweites schleudert Wilhelms Fußtritt in den Straßen-graben. Genofeva und Schmerzreich schallte das Hohnschrei der Verunglückten ihnen nach.

Jetzt fahren wir erst recht zusammen, sagt, unten angelangt, Wilhelm grimmig zu seiner Begleiterin, und die Kerls bekommen Prügel. Willst du noch? fragte er das schmächtige Mädchen. Ob ich will! Dankbar schaut sie auf dem großen Jungen. Der setzt sie auf den Schlitten, nimmt die Schnur und trabt neben der Bahn aufwärts. Wo er den höhnischen Ruf nochmals vernimmt, wirft er den Strick zu Boden und liefert ein eiliges, freigelegtes Gesicht. Der rauhe Bursche hat immer mehr Vergnügen an seinem zierlichen Schützling. Wie das Mädchen lachen kann und plaudernd, unaufhörlich zwitschernd mit heller Stimme wie der Buchfink in den Zweigen! Stets lustiger wie sie; ihre Baden und Augen strahlen, unfähiges Vergnügen glänzt aus dem feinen Gesichtchen. Auch der Fabrikanten-Sohn, der jetzt seinen Schlitten mit dem benutzen darf, befreundet sich mit dem seltsamen Pärchen. Unzähligmal jagen sie zu dritt die Bahn hinunter. Das Theater-Prinzgehen klatscht in die Hände; es giebt nichts Herrlicheres als solche Schlittenfahrt.

Erst als die rothen Lichter des Städtchens aufleuchten und tausend Sterne am dunklen Himmelschilde glänzen, fährt Wilhelm das fremde Mädchen nach Hause. Ach, wir können nie wieder zusammenfahren, klagt Anita vor ihrer Hausthür. Morgen reisen wir ab, ich muß immer weg, wenn es schon an einem Orte ist. Sie weint fast, und Wilhelm schaut mit einem seltsamen Gemisch von Nührung und Verlegenheit auf das feine Gesichtchen. Warte, sagte das Mädchen, ich schenke dir etwas zum Danke. Es eilt hinauf und er wartet. Gedulbig tragt er auf und ab vor dem Hause und blickt nach dem erleuchteten Fenster des Oberstodes. Aber Anita kommt nicht zurück, und Wilhelm, der sich schon mit dem Gedanken an einige Äpfel angenehm vertraut gemacht hat, schliddert verdrüßlich über die gefrorenen Straßenzinnen heimwärts.

Fünfzehn Jahre sind vergangen. Es ist Frühling im Gebirge. Neben der Landstraße, die zum Städtchen hinabzieht, flammert der Ginster auf in den Lüden der grünen Büsche. Ginstergold rieselt die heißen Abhänge am Fluße hinunter. Die nackten Berge über dem

Flusse sind mit leichtem Pinselstrich in helles Grün gemalt; Weidbüppel sitzen auf ihren Häuptern wie ein schokoladenfarbiges, besetzt mit blühenden Büschen. Der Tannenwald auf der anderen Seite der Straße hat helle Kerzen aufgesetzt. Fingergeschmeiter schallt aus allen Büschen. Durch die Frühlingsherrlichkeit, vorbei an den Ebereschen, die in ruhiger Feierlichkeit mit mattgrünem Blätterwerk und weichen Blüthenboden dassehen, rollt der gelbe Postwagen. Lässig hinterübergelehnt sitzt der Postillon auf dem Bod, ein kräftiger Mann mit starkem Schnurrbart im breiten Gesicht.

Pfötzlich zieht er die Zügel an, man hat ihm aus dem Wagen her geklopft. Der Wagen hält, und der Postillon springt vom Bod, um sich nach den Wägen seiner Passagiere zu erkundigen, zweier Damen, einer älteren und einer jungen, hübschlichen.

Thue es nicht, Anita, bittet die ältere. Was sollen die Leute sagen, wenn ihr Gast so einzieht. Die junge lacht, ein übermüthiges, silberhelles Lachen, und tritt aus der geöffneten Wagenthür. Was die Leute denken, ist mir gleichgültig, sagt sie, und ich möchte hier die Gegend besser betrachten können. Wollen Sie mir etwas Platz auf dem Bod gewähren, fragt sie den Postillon.

Natürlich will er. Das Vergnügen leuchtet ihm vom Gesicht, während er der Fremden beim Aufstieg zum Bod behülflich ist. Dann rollen wieder die Räder, klirren die Ketten, klappern die Hufe. Mit träumerischen Augen schaut die Fremde in die Frühlingsherrlichkeit, in die tiefe Thalschlucht neben der Straße, wo der Fluß rauscht, hinüber zu den Höhen, an deren Rand einige Kornfelder in der Vergluth wogen, wobei ein dunkler Schimmer, gleich leichtem Rauche über ihre Aehrenköpfe fliegt. Wie wunderschön, flüstert sie leise vor sich hin. Hier muß es gewesen sein, ruft sie plötzlich laut und lebhaft, als branten die Ruine und die ersten Häuser des Städtchens auftauchen. Sagen Sie, Postillon, fährt die Stadtjugend nicht auf dieser Landstraße im Winter Schlitten?

Doch, sagt er verwundert. Eine Jugendenerinnerung fährt ihm durch den Kopf, eine Aehnlichkeit fällt ihm auf. Ueber das Gesicht der jungen Dame fliegt ein sonniges Lächeln. Hier habe auch ich einmal Schlitten gefahren, sagt sie. Es war das erste und einzige Mal, daß ich derart fuhr, es war aber herrlich.

Dann bin ich vielleicht mit Ihnen gefahren, stottert der Postillon. Sie sieht ihn starr an. Sie sind der Wilhelm von damals, jubelt sie. Solch ein Wiedersehen, das ist ja ganz romantisch. Wie glücklich bin ich, Sie wieder zu sehen und Ihnen endlich zu danken für die schöne Fahrt! Ich fühle noch das Leid von damals, als mir die Mutter, der späten Stunde wegen, verbot, zu Ihnen herunterzukommen. Wissen Sie, daß allein unsere Schlittenpartie mir die Erinnerung an Ihre Städtchen lebendig erhielt, daß, als die Herrschaften hier mich so sehr um Mitwirkung bei ihrem Concerte boten und ich den Ordnamen nochmals hörte, mich eine wirkliche Sehnsucht, den Ort wieder zu sehen, packte.

So sprudeln die Worte aus ihrem Munde, unterbrochen von silberhellem Lachen. Von ihrem feinen Gesichte leuchten Glück und Vergnügen, wie damals bei der Schlittenfahrt. Sie kommen doch heute Abend zum Konzert? fragt sie lebhaft. Auf seinem breiten Gesicht kämpfen das Glück, neben der berühmten Dame zu sitzen, von der das Städtchen schon tugelag gesprochen, sie zu kennen noch früher her, und der Ausdruck tödlicher Verlegenheit. Das ist nur für die feinen Leute, stammelt er schließlich. Unfinn, sagt sie bestimmt. Sie kommen. Hier meine Karte geben Sie am Eingang ab.

Er tritt dann auch einige Stunden später in den hellerleuchteten Konzertsaal, eingewängt in einen schwarzen Feiertagsrock, der ihm zu eng ist. Die alte Dame empfängt ihn und führt ihn zu dem ersten Stuhlreihe. Dort steht er sich schau auf den Esplan. Die Herren werfen auf den Postillon verwunderte Blicke, die Damen flüstern lachend kleine Bemerkungen zu.

Der städtische Chor singt, und dann wird sie begrüßt, als sie auf der Bühne erscheint, strahlend in reicher Toilette, eine Reihe blühender Steine auf dem weißen Hals. Der Postillon jubelt nicht und spendet keinen Beifall, er ist sozusagen erstarrt in Staunen. Er versteht nicht ganz den Sinn der Arien, die Anita singt, aber er hört ihre silberhelle Stimme, die ihn, den armen Teufel, in ein Wärdentreich trägt.

Das Publikum ist außer sich, es jubelt Beifall mit der stürmischen Begeisterung, die da zu Hause ist, wo dem Gebildeten selten künstlerischer Genuß zu Theil wird. Die Sängerin begeistert sich an ihren Zuhörern und an dem anhänglichen Gesicht ihres Schützlings dort an der Ecke. Sie lächelt ihm zu, sie fühlt sich in einer glücklichen Laune, sie findet, daß sie niemals schöner gelungen. Viel um Vieh giebt sie zu, kleine, herzige Volksweisen, duftig wie Blumen in Hag und Heide. Die Rindheit ist in ihr lebendig geworden, die Zeit der glühenden Phantasien und Hoffnungen, die ihr, dem Kind der fahrenden Leute, eigentlich recht wenig an Frischem und Frohem geboten hat, die ihr aber heut übertrahet erscheint von dem Erinne-

rungschein des einen schönen Kindheitslages.

Das Konzert ist zu Ende. Wie aus wogigem Zauberband gerissen erheben sich die Zuhörer. Sie umringen die Künstlerin, um noch ein Wort, einen Blick von der Spenderin so vieler Kunst und Poesie zu erhaschen. Die Herren umdrängen die gefeierte Dame, alle begehren sie die Ehre, diese zu ihrem Gasthof zu geleiten, wo ein Festmahl ihrer bari. Postillons Wilhelm ist es zu Muthe, als sei er aus einem unsagbar herrlichen Himmel auf die Alltagserde zurüdgefallen. Langsam und unbemerkt will er aus dem Saal schleichen, aber Anita winkt ihm, zu bleiben. Sie eilt auf ihn zu und schiebt ihre Hand unter seinen Arm. Meine Herren, sagt sie übermüthig, ich muß für Ihre Ritterdienste danken. Ich habe hier einen Beschützer, einen alten Freund von früher her, dem Sie meine Anwesenheit hier überhaupt verdanken. Er darf ältere Rechte geltend machen und wird mich nach Hause geleiten.

Wie er sich benommen hat in jenem großen Augenblick, wie er, der Postillon, die berühmte Sängerin über die Straße geleitet hat, das ist Wilhelm niemals ganz klar gewesen. Er war wie berauscht von Glück, Schönheit und Stolz. Als ein Märchen würde er später manchmal sein Erlebnis betrachtet haben, hätte nicht dabei im Schubsack ein Ring mit kostbarem Stein gelegen, den ihm beim Abschied die Sängerin gegeben.

Wilhelm ist heute ein alter, grauer Junggeselle. Er fährt noch den Postwagen, den letzten, der noch in das Städtchen rollt, ein Fahrzeug, das selten benutzt wird. Das Städtchen ist todt und traurig geworden. Der fröhliche Strom des Verkehrs ist aus seinen Gassen geschwunden, öde stehen die Patrizierhäuser, stumm sind die Spinnereten, die munierten Herren und Damen sind verschwunden, verzogen die reichen, lebensfrohen Familien. Abgeschat, langweilig todt erscheint die Welt, wenn man heute durch das Städtchen wandert; sie ist gar nicht zu vergleichen mit der schönen, romantischen Zeit, in der man jung war und Erlebnisse hatte, die da glänzen im Alltagsleben, wie der Ring in Wilhelms Schublade, wie die zwei Fahrten und das Concert in den Erinnerungen des alten Postillons.

Der Thürklopfer.

Der Vorläufer der modernen Klingel, Glode oder Schelle, mit der gemeldet wird, daß draußen vor Haus oder Wohnung sich Jemand befindet, der Einlaß begehrt, war bekanntlich einst der Thürklopfer, der älteste Erbsch für das Anklopfen mit Finger, Faust, Stock oder Waffe. Noch immer hat der alte Thürklopfer seine Heimathstätte jetzt in England, und man muß gestehen: mit einem gewissen Recht, insofern nämlich, als man am Klopfen schon ungefähr erkennen kann, wer etwa draußen steht. Besuchte pflegen kurz und energisch anzuschlagen, Boten oder Diensthofen klopfen in bescheidener Weise, während man dem Boten sein Klopfen vorschreiben kann. Befindet sich aber ein Kranker im Hause, so beutet dem Kommen den unwidderliche Thürklopfer dies schon an, um den Schall zu dämpfen. Besonders Englands Hauptstadt, das gewaltige London, besitzt einen wahren Reichthum an nicht nur schönen, sondern auch historisch-interessanten Thürklopfern, unter denen ohne Zweifel der hervorragende und die unentbehrlichen Zeiten charakteristischste der Klopfer ist, welcher an der nördlichen Pforte der Durham-Kathedrale sich befindet. König Alfred der Große (871-901) erließ nämlich die Verordnung, daß dort „Mißrecht“ sei, das heißt also: jeder Flüchtling und Verfolgte dort Schutz und Gastfreundschaft 37 Tage lang genießen solle. Schon die bloße Berührung dieses merkwürdigsten aller historischen Thürklopfer war hinreichend, um Jedem dieses unantastbare Asyl während der gesetzten Frist zu gewähren.

Wie erreiche ich ein hohes, gesundes Alter?

- Ein Pariser Arzt stellt in einem französischen Blatte neun Punkte auf, durch deren Befolgung ein Mensch - Unglücksfälle abgeben - ein hohes, gesundes Alter erreichen könne. Er sagt: 1. Nimm Tag und Nacht nur frische Luft ein. 2. Mache dir jeden Tag Bewegung im Freien, entweder durch Gehen oder Arbeiten. 3. Es und trinke mäßig und einfach. Genieße Wasser, Milch und Obst und halte dich von alkoholischen Getränken fern. 4. Stärke dich durch tägliche, kalte Abwaschungen und nimm einmal in der Woche ein warmes Bad. 5. Trage weder zu schwere noch zu leichte Kleidung. 6. Wohn in einem trockenen, geräumigen Hause. 7. Berrichte bestimmte, regelmäßige Arbeit. 8. Nach der Arbeit suche deine Erholung nicht in aufregenden Zerstreuungen. Die Musikanten gehören der Familie. Die Nacht ist zum Schlafen da. 9. Verleihe dein Leben durch gute Thaten!

Ach so! „Der Weinbändler Fazerl scheint viel zu verdienen.“ „Ja, er verdünnt viel!“

Die Blut-Rubinen.

Erzählung von Lina Goult.

„Ja, sie sind wunderschön, nicht wahr? Und sie haben überdies ihre Geschichte!“ sagte Mrs. Redefers.

Die meisten Rubinen haben ihre Geschichte,“ sagte Willie Buttonboy und blies seine Rauchringe durch die Clematissträuße, die die Terrasse umsäumten. „Man ist geradezu schon daran gewöhnt.“

„Was uns nicht hindern soll, Mrs. Redefers Geschichte zu hören,“ sagte Mrs. Hewton und nestelte ihre Brillantbroche fest.

„Vor allem also,“ begann Mrs. Redefers, „müssen Sie wissen, daß ich Rubinen... So, da steht mein Mann schon wieder auf. Er geht immer weg, wenn ich die Geschichte erzähle.“

„Wahrhaftig hat er sie zu oft schon gehört,“ meinte Willie Buttonboy. „Wollen Sie ruhig sein, ja, sonst zieh' ich Sie, weiß Gott, an den Ohren.“

„Was mich sehr freuen wird,“ meinte Willie. Aber es kam nicht dazu. Sondern Mrs. Redefers fuhr fort: „Ich erhielt sie also von meinem Onkel Jack, der, wie Sie wissen, Generalconsul in Kalkutta war. Er selbst hatte sie vom Rajah von Singhalee für einen großen Dienst erhalten, den er ihm einmal zur Zeit der großen Insurrection erwiesen. Ich weiß nicht genau, was es war, aber ich glaube, er hatte ihm damals das Leben gerettet. Kurz, was es auch war, der Rajah schenkte ihm die Rubinen.“

„Excellenz,“ sagte er, „ich gebe Ihnen diese Rubinen, die, so kostbar sie sind, doch den Dienst nicht aufwiegen können, den Sie mir erwiesen. Bis jetzt sind die Steine stets in unserer Familie geblieben. Sie sind ja das lebendige Blut einer der Unseren. Das Blut, das aus der Wunde der schönen Zuleika, der Favoritgattin meines Vorfahren Hofa, Königs von Bebar, quoll. So will es wenigstens die Legende.“

Und er erzählte ihm die Legende ganz. Eines Tages, als der König auf die Terrasse seines Palastes trat, um dem Gesange der Nachtigallen zu lauschen, fiel er beinahe über den Leichnam der schönen Zuleika hin, die kalt, starr und todt im Silberlichte des Vollmonds lag. Ein juwelenbesetzter Dolch stak bis zum Griff in ihrem blühweißen Busen.

Außer sich vor Schmerz fiel Hofa von der Geliebten Leiche auf die Kniee und zog den tödlichen Stahl aus ihrer Wunde, wobei ein dünner Strahl von Blut auf die Fliesen der Terrasse niederfloß. Am nächsten Morgen brachten die Sklaven des Palastes drei Rubinen von seltener Pracht an die Betstätt des Monarchen. „O!“ rief dieser und drückte sie an die Lippen. „Das ist das Herzblut meiner Geliebten. Wie werde ich mich von ihnen trennen, und wehe dem, der unredlich in ihren Besitz kommt.“ „Seit jener Zeit, Excellenz,“ fuhr der Rajah fort, „waren die Steine stets in dem Besitze meiner Familie. Sie bedürfen keiner Betreuung und keiner Bewachung. Sie bewachen sich selbst. Ein-, zwei-, dreimal wurden sie zwar gestohlen, aber sie kamen von selber immer zurück und immer floß dabei Blut, da sie ja selber Blutgeborene sind. Nur durch freien Willen dürfen sie in Anderer Hände übergehen. Ich bin der letzte meines Geschlechtes. Ich gebe sie Ihnen.“

Mein Onkel nahm das herrliche Geschenk und - tags darauf war der Rajah bei seinen Vorfahren versammelt. „Um Gottes willen,“ sagte Mrs. Hewton, „jezt grüßel's einem ja, wenn man sie ansieht.“

„Aber 'ne hübsche Geschichte, um Kinder zum Schlafen zu bringen,“ sagte Willie und begann laut zu gähnen. „Sie sind unausstehlich,“ verwies ihn Mrs. Hewton. „Wenn Sie schon an gar nichts mehr glauben, lassen Sie uns doch wenigstens die Freude, sich ein bisschen zu fürchten.“

„Na, und wie ist's mit dem Selbstbewachen?“ fragte Willie. „Sie werden doch nicht glauben, Mrs. Redefers, daß wir den Unfinn auch schluden werden.“

Warten Sie, bis ich fertig bin, dann können Sie selber urtheilen. „Teufel, ist die Geschichte nicht aus? Na, meinethwegen.“ Und er lehnte sich in seinen Sessel zurück, als habe er sich mit Opferrucht dreingefunden, alles über sich ergehen zu lassen.

„Sie können sich denken,“ fuhr Mrs. Redefers fort, „daß ich selber der Geschichte keinen Glauben oder doch zumindest keine Bedeutung zumah, und ich that meine Rubinen ebenso wie meinen übrigen Schmutz fleis in die Kassetten. Eines Nachts aber war ich todtmüde vom Ball heimgekehrt und legte meinen ganzen Schmutz nur schnell auf den Toiletentisch. Es hatte ja morgen noch Zeit, ihn wegzuschleichen. Als ich aber am nächsten Morgen erwachte, waren die Rubinen fort.“

„Natürlich. Die Kasse oder...“ sagte Willie. „Wer es war, wissen wir nicht. Genu, sie waren gestohlen. Ein Jahr darauf kamen wir nach Europa. Es war im Jahre der Pariser Weltausstellung, kurz vor der Eröffnung der-

selben, und dort in Paris bezogen wir ein Apartement auf der Place d'Yena. Von meinen Fenstern aus konnte ich auf die Avenue de Trocadero hinuntersehen, und das Beobachten all' der vielen Vertreter fremder Völkerschaften, die sich da zusammenfanden, interessirte mich lebhaft. Eines Tages zog eine kleine indische Karawane an unserer Wohnung vorbei, den Ausstellungsgründen zu. Richtig entschuld ich mich, ein wilder Schrei, und ich stürzte fort, ohne mich zu bestimmen, einem inneren Impulse folgend, auf die Straße.

Eine der Indierinnen war unter die Räder des Wagens gekommen. Aus einer schweren Kopfwunde blutend, lag sie befinnungslos da. Ich ließ sie sofort in meine Wohnung tragen, wo ihr das Blut von der Stirn gewaschen und sie gelabt und verbunden wurde.

Abends wachte die Arme aus ihrer Bewußtlosigkeit auf. Sie sah sich ganz erkant um, winkte mir dann wie in Dankbarkeit zu und murmelte einige Worte in ihrer Sprache, die ich nicht verstand. Dann suchte sie in ihrem Brustbehd herum und drückte mir ein kleines schmieriges Päckchen in die Hand. „P'ous, p'ous,“ flüsterete sie, dann lächelte sie nochmals, sank zurück und war todt.

Einige Tage später fiel mir das kleine Päckchen wieder in die Hand. Ich schnitt die Schnur auf, öffnete das Päckchen und vor mir lag - einer meiner Rubinen.“

„Oh, oh, oh, Mrs. Redefers, und das sollen wir glauben!“ rief Willie. „Wie Sie wollen. Was ist es aber trotzdem.“

Und ohne sich weiter beizun zu lassen, fuhr Mrs. Redefers fort: „Im Herbst kamen wir wieder nach London. Wie immer wohnten wir am Hyde-Park Corner, von wo aus ich nur einen Sprung zu Lady Seberton habe, zu der ich zu jeder beliebigen Stunde gehen und sie mit meinem Besuch überlassen kann. Sie war damals gerade auch in London und telephonirte mir eines Abends, ich solle doch auf ein Plauderstündchen zu ihr hinüber kommen, da sie für den Abend absolut gar nichts vor habe. Natürlich ging ich, und wir unterhielten uns so gut, daß die Stunden nur so verfloßen. Endlich sah ich auf die Uhr und war nicht wenig erschreckt, als ich sah, daß es schon nahe an Mitternacht war. Ich brach sofort auf und lehnte, wie wir Amerikanerinnen das ja gewöhnt sind, jede Begleitung durch einen Diener ab. Als ich das Haussthor hinter mir schloß, sah ich, daß sich ein leichter Nebel herabgeschoben hatte, der jedoch bei jedem Schritt, den ich that, dichter und dichter zu werden schien.

Am liebsten wäre ich zurückgegangen, aber ich fand mich nicht mehr zu recht. Ich wußte nicht mehr, wo ich war, und kopfte einem schwachen Lichtschein zu, der durch den Nebel flich, matt und glanzlos durchbrach. Ich gehehe es offen, ich hatte Angst, und plötzlich hielt ich meine Schritte und meinen Atem an.

Wenige Schritte vor mir hörte ich aufgeregte, wirrende Stimmen. „Hol' sie der Teufel,“ sagte ein Mann. „Wenn sie ihn nicht gutwillig hergeben will, stoß ihr das Messer zwischen die Rippen.“ Darauf folgte ein Schrei, ein Fall und dann wieder das Wispern.

„Hast du ihn?“ „Jawohl, da ist er.“ Und dann: „Teufel, er kommt nun, mach' fort.“ Und ich hörte deutlich sich eilig entfernende, laufende Schritte.

Mein Blut war mir wie in der Atern erstarrt, trotzdem schlepte ich mich, halbhochmädig, vorwärts. Pflöglich, dicht an der Laterne, auf die ich losgefeueret war, glitt ich über etwas Schlüpfriges aus. Ich erriet was es war, und schauerte zusammen. Blut war es, Blut. Das Blut, das eben geflossen. Im selben Augenblick sah ich etwas Blutgrothes im unsicheren Schein der Laterne auf dem Boden vor mir blinken. Instintiv griff ich danach - es war mein zweiter Rubin.“

Willie seufzte tief auf. Das war ihm zu viel. Das sieht ein gesunder Mensch ja nicht aus. Mrs. Redefers aber erzählte ganz ruhig weiter: „Wir gingen zurück nach Paris. Der Ausstellungsstrubel hatte dort seinen Höhepunkt erreicht. Ich besuchte einen Ball im Elysee. Den berühmten Ball, den der Präsident zu Ehren des Schah gab. Als ich in den herrlichen Festsaal trat, ging ein Herr hastig an mir vorbei, dem Büffetzimmer zu. Er stolperte über eine Schleppe und suchte sich mit der Hand an einer der Säulen zu halten. Ich stand dicht in seiner Nähe und sah an seiner Hand - meinen dritten Rubin. „Schredlich!“ sagte Willie, „und was für ein Unglück passirte dann dem?“

„Jhm war das schredlichste Schicksal von allen dreien vorbehalten. Er hieß Redefers und wurde mein Mann.“

Ernannte Ablicht.

Weltreisender (erzählend): „Einmal wachte ich in meiner tropischen Behausung, gewedt durch ein merkwürdiges Schnarchen, auf und sah zu meiner nicht gelinden Leberausung knapp vor meinem Beite einen Tiger liegen; natürlich löbliche Absicht der Bestie, bei mir Bettvorleger zu werden, sofort erkannt und ihr den Gar-aus gemacht.“